

Die feinen Herrn aus Cali

Autor(en): **Aebersold, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **DrogenMagazin : Zeitschrift für Suchtfragen**

Band (Jahr): **19 (1993)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-801291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die feinen Herrn aus Cali

Welche Auswirkungen hat der Kolumbien-Krieg für die südamerikanischen Staaten? Bericht über eine Studienreise vor Ort.

VON PETER AEBERSOLD

1990 herrschte in Kolumbien Krieg. Der Konflikt war ausgebrochen, nach dem der liberale Präsidentschaftskandidat Luis Carlos Galan am 17.08.1989 im Auftrag der Drogenmafia ermordet worden war. Der kolumbische Staat, angetrieben durch die USA, hatte danach den Drogenkartellen den Krieg erklärt. In der Folge berichteten die Medien über spektakuläre Verhaftungen, zerstörte Labors, verhinderten Anbau, konfiszierte Kokainmengen, aber auch über Gegenterror, ermordete Richter, den Reichtum der Kokainkönige. US-Verteidigungsminister Dick Cheney bezeichnete das Engagement der USA als «vorrangige Mission der nationalen Sicherheit».

Die Auseinandersetzung fand ein vorläufiges Ende am 19.06.1991: An diesem Tag hob das kolumbische Parlament mit einem neuen Verfassungsartikel die Möglichkeit der Auslieferung von Drogenhändlern an die USA auf. Im Gegenzug stellte sich der meistgesuchte Mafia-boss Pablo Escobar wie versprochen freiwillig. Er bewohnte danach mit seinen Getreuen ein von ihm selbst eingerichtetes Luxusgefängnis in seinem Heimatort Envigado. Von dort aus führte er seine Geschäfte ungehindert weiter.

Am 22.7.1992 verabschiedete er sich mit einer spektakulären Flucht, weil die Regierung ihn entgegen der getroffenen Vereinbarung in ein richtiges Gefängnis zu überführen beabsichtigte. Seither wird erfolglos nach ihm gefahndet. Trotz dieses Coups herrscht seit 1991 in Kolumbien scheinbar Frieden.

In Wahrheit stellte diese Phase nur eine Verschärfung des Krieges dar, den die

USA schon 1986 ausgerufen hatten, und der seither ungebrochen weitergeht. Für den unbeteiligten Beobachter entstand jedoch der Eindruck, der Kampf gegen den Kokainhandel sei in ein massgebliches Stadium getreten. Die Berichterstattung erweckte den Eindruck, mit der Ausschaltung des Medellin-Kartells werde ein entscheidender Schlag gegen die Versorgung der amerikanischen und europäischen Drogenmärkte geführt.

Seit dem Abflauen des Kolumbien-Krieges hat so gut wie keine Auseinandersetzung über seinen Sinn stattgefunden. Kaum irgendwo habe ich eine sorgfältige Analyse gelesen. Das erstaunt umso mehr, als die USA die gleiche Strategie in allen Anbau-, Produktions- und Durchgangsländern fortführen.

Was sind die Ergebnisse des Drogenkrieges? Welche Auswirkungen hat er für die südamerikanischen Staaten? Besteht Aussicht, auf diesem Weg die Produktion und Zufuhr von Kokain zu unterbinden? Diesen Fragen bin ich anlässlich eines Studienaufenthaltes in Südamerika nachgegangen. Ich hatte Gelegenheit, mit Regierungs- und Armeevertretern, Richtern, Polizei- und Grenzschutzorganen, Coca-Bauern und ihren Gewerkschaftsvertretern, Anwälten und Wissenschaftlern zu sprechen. Ich konnte Anbaugelände besuchen, eine Spezialeinheit bei einem Einsatz begleiten, Schmuggelwege vor Ort erkunden. Zwei Universitäten luden mich zu einem Vortrag ein; die anschließende Diskussion ermöglichte mir, mich mit den verschiedensten Meinungen auseinanderzusetzen. Überall wurde ich freundlich empfangen – einzig von Polizeivertretern musste ich mir regelmässig eine Schimpftirade über den Flughafen Kloten anhören. Umso entspannter war aber danach das Klima, wenn das Gegenüber seinem Ärger über die ungenügenden Schweizer Kontrollen Luft gemacht hatte.

Was mir am meisten auffiel: Kein einziger Gesprächspartner glaubte daran, dass

die praktizierten Bekämpfungsmassnahmen die Versorgung der Märkte beeinträchtigen könnten. Ein hoher Grenzschutzbeamter brachte es auf den Punkt: «Wir sprechen von 10 %, damit unsere Leute nicht den Eindruck haben, ihre Arbeit sei völlig sinnlos; in Wahrheit ist der Anteil, den wir verhindern können, wesentlich geringer». Dass Leute, deren Arbeit so wenig Erfolgserlebnisse verspricht, anfällig sind für Korruption, lässt sich leicht nachfühlen. Umso mehr, wenn ihr Monatsgehalt 400 Franken beträgt, bei Lebenshaltungskosten, die nicht mehr weit von unseren entfernt sind.

Ich habe drei Länder ausgewählt, in denen sich das Kokainproblem in ganz unterschiedlicher Weise darstellt: Kolumbien, wo auch nach dem Krieg die Fäden des Handels zusammenlaufen, Bolivien, ein klassisches Anbauland, dessen Wirtschaft von Coca abhängt, und Argentinien, das als neues Durchgangsland mit Schmuggel, Geldwäscherei und zunehmendem Konsum konfrontiert ist.

Kolumbien

In Kolumbien selbst wird nur eine beschränkte Menge Coca angebaut. Ein Grossteil der in den Anbauländern Peru und Bolivien erzeugten Coca-Blätter oder der bereits dort umgewandelten Coca-Paste wurde aber bisher in Kolumbien zu Kokain(-Hydrochlorid) verarbeitet und in die USA oder nach Europa verfrachtet. Dieser Flaschenhals besteht heute nicht mehr, weil als Folge des Krieges die Produktion in die Anbauländer oder in andere Länder verlagert wurde. Gleichzeitig wurden neue Transportrouten entwickelt. Der Grossteil des Handels wird aber nach wie vor von den kolumbischen Kartellen kontrolliert. Die beiden wichtigsten sind die von Medellin und Cali. Zwischen ihnen haben sich die Anteile als Ergebnis des Krieges massgeblich verändert. Wie bei allen Drogenkriegen, zuletzt 1983 im



Opium-Konflikt im goldenen Dreieck (Burma, Laos, Thailand), war auch in Kolumbien nicht der Kampf gegen Drogen das wahre Thema der Auseinandersetzung. Vielmehr handelt es sich regelmässig um Verteilungskämpfe, um Machtkonflikte zwischen rivalisierenden Konkurrenten. Durchgesetzt hat sich in Kolumbien das Cali-Kartell, die US-Drogenbehörde DEA schätzt, dass es seinen Anteil von 30 auf 60% erhöht hat, während das Medellin-Kartell etwa im gleichen Ausmass zurückgebunden wurde. Dieses Ergebnis ist kein Zufall, es war vorauszusehen. Denn die beiden Kontrahenten waren grundverschieden, sie gehörten gewissermassen zwei Generationen an; dass sich die modernere durchsetzt, entspricht einer inneren Logik. Der gleiche Ablauf hat sich viel früher auch in der US-Mafia vollzogen.

Um die Unterschiede zu verdeutlichen, skizziere ich zunächst Merkmale des Medellin-Kartells, d.h. einer Mafia-Organisation der 1. Generation: Seine Exponenten gefallen sich in der Rolle als Gangsterbosse, sie umgeben sich mit Killern und pflegen ihr Gewaltimage. Sie treten gern in der Öffentlichkeit auf, wirken protzig und selbstgefällig. Soweit sie überhaupt andere Geschäfte betreiben, dienen diese der Tarnung oder der Geldwäscherei. Sie arbeiten mit Einschüchterung und direkter Bestechung (die an eine Bedingung geknüpft ist). Sie umgeben sich mit einer Günstlingswirtschaft, die nach aussen vielleicht nicht transparent, aber doch abgrenzbar ist.

Im Unterschied dazu treten die Vertreter der 2. Generation (Cali-Kartell) als feine Leute auf, mit Nadelstreifen, Krawatte und Aktenkoffer. Sie wirken zurückgezogen, publizitätsscheu. Ihre Geschäfte sind real und unauffällig, Drogen sind nur ein Teil davon. Sie führen sie mit modernem Management und betriebswissenschaftlichen Methoden. Die Bestechungsart ist indirekt, d.h. nicht an eine Gegenleistung geknüpft. Durch Geschenke und gute

Beziehungen wird eine soziale, wirtschaftliche und politische Vernetzung angestrebt. In Kolumbien wird nicht ausgeschlossen, dass der nächste Präsident ein Mafia-Vertreter sein könnte.

Das Medellin-Kartell hat nicht nur Anteile, sondern auch viele Bosse verloren. Einzelne wurden ausgeliefert (Carlos Lehder, Pablo Escobar), einige getötet (Gonzalo Rodriguez, Gustavo Gaviria), andere stellten sich und leben nach Ihrer Entweichung im Untergrund (Pablo Escobar, Brüder Ochoa Vasquez). Dennoch bezweifeln Experten, dass das Kartell entscheidend geschlagen sei, auch die Konkurrenz aus Cali (Gilberto Rodriguez Orejuela) glaubt nicht daran.

Der Entschluss Pablo Escobars, sich im Gefängnis in Sicherheit zu bringen und gleichzeitig für die ganze Mafia den entscheidenden Durchbruch in der Auslieferungsfrage zu erringen, war ein genialer Schachzug. Seine theaterreife Flucht hat

ihn erst recht zum Volkshelden gemacht. Es wird künftig darauf ankommen, ob es ihm gelingt, seine Organisation zu modernisieren.

Entscheidend für die Beendigung des Krieges war die Frage der Auslieferung: 1979 hatte Kolumbien in einem Vertrag mit den USA versprochen, eigene Bürger auf Verlangen auszuliefern (bezeichnenderweise ohne Gegenrecht).

Diese Auslieferung wurde in 2 Anläufen gesetzlich geregelt, doch lehnte der Oberste Gerichtshof beide Gesetze als verfassungswidrig ab (mit guten Gründen). Dennoch wurde die Auslieferung seit 1986 in über 40 Fällen vollzogen. Die auslieferbaren Drogenbosse (Extradictables) führten seither eine aufwendige Kampagne gegen diese Praxis. Die Selbstopferung Escobars verhalf ihnen schliesslich zum Sieg. Sie lässt sie ihre Geschäfte ohne drohende Strafverfolgung in den USA in Ruhe weiterverfolgen. Escobar selbst droht statt einer US-Verurteilung wegen zahlreicher Morde eine Strafe von wenigen Jahren für die eingestandenen 400 Kilo Kokain. Es durfte von den auszuhandelnden Vollzugsbedingungen abhängen, ob er sich dazu bequemen wird, sie anzutreten.

Die wahren Sieger des Krieges sind die Drogenhändler. Zwischen ihnen ist die Flur bereinigt worden. Sie wurden gezwungen, sich zu modernisieren. Zu di-



versifizieren, ihr Netz auszuweiten, ihre Methoden zu verfeinern. Ob das Medellin-Kartell, das vorerst als Verlierer erschien, endgültig geschlagen sei, ist zu bezweifeln. Selbst wenn dem so wäre, hätte das aber keinen Einfluss auf den Markt. Im Originalton der kolumbische Präsident Cesar Gaviria: «Die Zerstörung des Kartells von Medellin wird den Drogenfluss nicht aufhalten».

Bolivien

Im ärmsten Land Südamerikas hat der Coca-Anbau eine Jahrtausende-alte Tradition. Den Inkas galt die Coca als heilige Pflanze, doch war ihr Genuss schon vorher bekannt. Die Kolonialisten wollten sie verbieten, doch als sie feststellten, dass die Indios infolge des Coca-Kauens leistungsfähiger und besser ausbeutbar waren, liessen sie es zu. Auch heute noch ist der Konsum von Blättern verbreitet, etwa 10 % der Produktion werden für diesen legalen Gebrauch verwendet.

Angebaut wird im Chapare, in den Yungas von La Paz, in Yapacan und in Alto Beni. Das sind die Abhänge zwischen dem über 3'000 Meter hohen Altiplano und dem tropischen Amazonasgebiet. Auf ca. 70'000 Hektaren werden pro Jahr 150'000 Tonnen Blätter geerntet: Diese Menge jedenfalls hat Bolivien 1992 zum Realwert von bescheidenen 52 Cents pro Kilo zum Verkauf (und zur Vernichtung) angeboten, doch haben die USA ausgeschlagen. Aus den Blättern lassen sich etwa 1'500 Tonnen Kokapaste, und daraus 500 Tonnen Kokain herstellen.

Bolivians Gesamtmenge ist etwas geringer als die Perus, doch ihr Anteil an der einheimischen Exportwirtschaft ist noch bedeutender: Die US-Drogenbehörde schätzt, dass dem Land etwa 900 Millionen Dollar aus dem Kokaingeschäft zufließen, fast doppelt so viel wie aus dem gesamten legalen Export. Gemessen am Erlös, den das bolivianische Kokain in

den USA und in Europa einbringt, sind das allerdings nur etwa 2 %.

Den grossen Gewinn machen nicht die Anbauländer, und schon gar nicht die Bauern. Ein Besuch im Chapare, der grössten, zwischen Cochabamba und Santa Cruz gelegenen Anbauregion, führte mir das vor Augen. Die Bauern leben dort in bitterster Armut; nur der Coca-Anbau ermöglicht ihnen ein Überleben mit durchschnittlich 150 Bolivianos (ca. 90 Franken) im Monat. Andere Produkte, Kakao, Zitrusfrüchte, Bananen, gedeihen zwar prächtig, bringen aber wenig ein; zudem trägt der Bauer das Transportrisiko, was angesichts der miesen Strassen, häufigen Überschwemmungen und riesigen Distanzen ruinös ist. Es fehlt an allem, Lebensmittel, Medikamente, technische Ausrüstung. Primitivste Holzhütten dienen als Wohnung für eine ganze Familie, ein Raum zum Schlafen, der andere zum Trocknen der Coca. Ich hatte Gelegenheit

den Arzt Dr. Miguel Rocha, der für ein Gebiet mit 30'000 Personen allein zuständig ist, zu Kranken fahren und begleiten zu können. Dadurch kam ich in einen natürlichen Kontakt mit der Bevölkerung, die sonst gegenüber Fremden verständlicherweise misstrauisch ist.

Auf dem Weg in den Chapare wurde ich achtmal kontrolliert. Die Soldaten vertieften sich jeweils in meine spanisch verfassten Referenzpapiere. Nach einer Weile nickten sie verständnisvoll: «aha, Journalist» (obwohl die Papiere etwas ganz Anderes sagten) und liessen mich passieren. Einmal wurde ich von einem US-Offizier angehalten. Er beklagte sich unaufgefordert über die Sinnlosigkeit seiner Mission und das Schicksal, im Dschungel wochenlang im Regen ausharren zu müssen. Mehrfach wurde ich von Helikoptern überflogen. In Chimore, einem kleinen Dorf, unterhalten die bolivianischen Spezialeinheiten eine Militärbasis, wo ausländischen Journalisten und Polizeivertretern live Vernichtungsaktionen vorgeführt werden. Im Vordergrund steht der Show-Effekt: Wie mir alle Experten versicherten, sind diese Einheiten so korrupt, dass sie nur Opfer verfolgen, die gegen die Regeln verstossen haben. Bei einem Monatseinkommen von 300 Franken kann ihnen das niemand verargen.

Alternativprojekte, die den Anbau anderer Produkte fördern sollen, sind im Chapare bisher nicht wirksam geworden. Ein Grossteil der von den USA dazu bereitgestellten Mittel fliesst in Wirklichkeit in den Kontrollapparat. Der Rest versickert in Ministerien oder wird durch die Spitzenlöhne der ausländischen Mitarbeiter absorbiert. Auch wenn es gelingen sollte, einen Alternativanbau real zu fördern, bleiben zwei Grundprobleme:

1. Der Coca-Preis kann angesichts der riesigen Gewinnmargen fast beliebig erhöht werden.
2. Es lässt sich kaum begründen, warum der Drittwelt-Landwirtschaft nur in Drogenanbau-Gebieten geholfen werden soll. Ecuador hat logischerweise angekündigt, es wolle den Coca-Anbau fördern, falls damit zusätzliche Entwicklungsgelder zu erlangen seien.

Was Bolivien von Kolumbien und Peru bisher unterscheidet, ist die Offenheit und Gewaltlosigkeit. Es gibt keine vergleichbare Mafia, keinen Terror, keine Guerilla. Die Coca-Bauern sind in 657 Gewerkschaften zusammengeschlossen, diese in 5 Gewerkschaftsbünden. Dem grössten, der Federacion del Tropic Chapare, gehören 30'000 Familien an. Das Büro, mitten in der Stadt Cochabamba, ist gleichzeitig Informationszentrum. Die Coca-Produzenten stellen ein reales politisches Potential dar. Bolivianische Regierungen pflegen deshalb zu laviieren zwischen Zugeständnissen an sie und Lippenbekenntnissen an die USA. Dies umso mehr, als die wirtschaftliche Stabilität, die nach der Hyperinflation (1985: 12'000%) erreicht wurde, davon abhängt, dass die Narco-Dollars weiter in die nationale Wirtschaft einfliessen. Das ist ein Ergebnis, wenn auch sicher nicht ein beabsichtigtes, der vom IWF diktierten Inflations- und Wechselkurspolitik.

Als Ergebnis lässt sich festhalten: Der Anbau weitet sich von Jahr zu Jahr aus und erschliesst neue Gebiete (z.B. Beni).



Laden / Restaurant im Chapare.

Ein Grossteil der Produktion wurde zurückverlagert: in Bolivien wird nicht nur Paste, sondern zunehmend Kokain hergestellt und auf neuen Routen ausgeführt. Das hat eine Verschärfung der Situation bewirkt: Die Coca-Bauern werden immer mehr in die Illegalität gedrängt. Es droht eine Entwicklung wie in Kolumbien und Peru.

Argentinien

Das Land am Südpol des Kontinents lag bisher abseits illegaler Drogenströme. Aus sicherer Warte schauten die Argentinier zu, wie Coca aus Peru und Bolivien nach Kolumbien verschoben und von dort als Kokain in die USA geschmuggelt wurde. Im Nordwesten Argentiniens gibt es zwar Indios, die seit Alters her Coca kauen, die Blätter werden aber aus Bolivien eingeführt und sind nie als Problem angesehen worden. Das hat sich geändert: Argentinien ist als Folge des Drogenkrieges zu einem wichtigen Durchgangsland geworden. Die Folgen sind bereits absehbar: Schmuggel, Geldwäscherei, Korruption, zunehmender Konsum.

Nach wie vor kennt Argentinien keinen Anbau. Vermutlich gibt es auch keine grösseren Laboratorien, doch passiert ein Grossteil des für Europa bestimmten Kokains das Land, in der Regel bereits vakuumverpackt. Die Ware kommt in kleinen Flugzeugen über die bolivische und chilenische Grenze: Mit diesen Ländern verbindet Argentinien 4'000 Kilometer gemeinsame Grenze, alles in unerschlossenem Berggebiet.

Entlang dieser Grenze gibt es 1'200 zugelassene Landepisten und ein Mehrfaches an versteckten. Der Grenzschutz verfügt über 6 Pilatus-Flugzeuge und einige Helikopter. Selbst mit einer grösseren Flotte liesse sich diese Grenze niemals kontrollieren: Dass Kokain ins Land kommt, lässt sich überhaupt nicht verhindern. Von Zeit zu Zeit findet sich ein abgestürztes Flugzeug, der Pilot hat sich abgesetzt, Eigentümer bleiben im Dunkeln. Das bei solchen Gelegenheiten gefundene Kokain ist praktisch der einzig nachweisbare Erfolg der Grenzüberwachung.

Danach wird das Kokain an die Ostküste verschoben und dort zum Weitertransport gerüstet. Das ist unproblematisch, ist doch Argentinien, abgesehen vom Grossraum Buenos Aires, fast unbewohnt, im Innern bestehen keine Kontrollen. Der Grossteil geht auf dem Seeweg weiter, bezüglich Tarnung sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Eine besonders beliebte Verpackung sind Tiefkühlcontainer mit Fleisch- oder Fischprodukten. Die haben drei Vorteile: 1. Argentinien exportiert sehr viel Tiefgekühltes; 2. die versteckten Drogen lassen sich nur nachweisen, wenn der ganze Inhalt aufgefroren wird; 3. falls der Zoll beim Auffrieren nichts findet, muss er den Schaden ersetzen: Kontrollen sind deshalb ausgesprochen selten. Als Versteck kommt auch jeder andere Transport in Frage; z.B. wurde Kokain in Tennisbällen gefunden. Die Zollorgane waren nur deshalb draufgekommen, weil argentinische Tennisbälle auf dem europäischen Markt nicht kon-

kurrenzfähig sind. Auch der Luftweg ist beliebt. Im Flughafen Ezeiza fielen für die Schweiz bestimmte Gemälde auf, weil die kostbaren Rahmen nicht zu den armseligen Bildern passten. Die Überprüfung ergab: Die Rahmen bestanden aus purem Kokain, verstärkt durch einen Härter. Die argentinischen Behörden schliessen daraus, dass auch in der Schweiz Laboratorien bestehen, da das Kokain wieder hätte isoliert werden müssen.

Der Durchgangstransport lässt sich nicht verhindern. Insofern könnte Argentinien die Hände in den Schoss legen. Schliesslich ist die heisse Ware ja für andere bestimmt. Doch zeigt die weltweite Erfahrung, dass Durchgangsländer über kurz oder lang in den Strudel der Drogenprobleme gerissen werden. Ein Teil des Transitgutes wird immer abgezweigt, oft werden Dienstleistungen statt mit Geld mit Drogen bezahlt. Folgen sind ein Binnenmarkt und zunehmender Konsum. Zudem etabliert sich ein Dienstleistungssektor, der Transporte und Schmuggel gewährleistet. Dadurch werden Korruption und organisiertes Verbrechen gefordert. In Argentinien ist diese Entwicklung bereits erkennbar.

Seit kurzem ist Kokain in den Städten leicht erhältlich. Der Konsum hat nach Polizeiangaben drastisch zugenommen, Zahlen sind allerdings nicht verfügbar. Die Behörden reagieren mit Panik, Repression und Abschreckungskampagnen. Falls unsere Erfahrungen übertragbar sind, dürfte jede Prävention, die nur den Teufel an die Wand malt, die Attraktivität von Drogen eher fördern. Auf Autobussen steht z.B., «Drogen sind eine Reise ans Ende der Welt». Ich bin überzeugt, dieses Versprechen wirkt nicht nur für ausgesprochen Reisefreaks anziehend. Die ganze Reaktion auf das neue Drogenproblem zeigt auffallende Ähnlichkeiten mit unserer Situation anfangs der 70er Jahre.

Korruption und Geldwäscherei machen vor den höchsten Etagen der Politik nicht



Ein Bauer in seinem Wohnhaus. Im Hintergrund ist die Coca zum Trocknen ausgelegt.

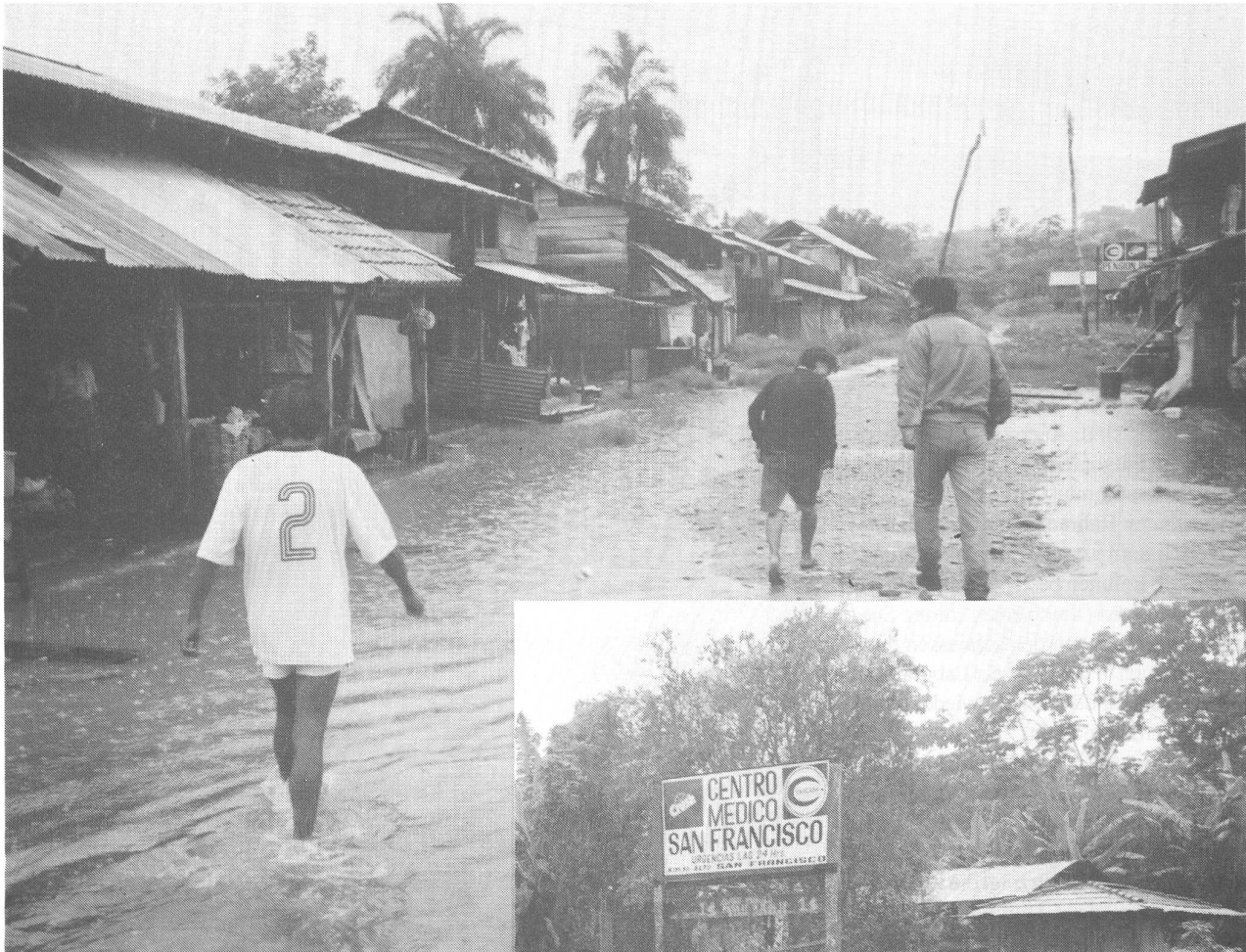
halt. Das pfeifen selbst bei uns die Spatzen von den Dächern. In den Yomagate-Skandal sind neben Amira Yoma, der ehemaligen Schwägerin und Audienzchefin des Präsidenten Carlos Menem, auch deren Bruder und Ex-Mann verwickelt. Sie sollen die Schlüsselfiguren eines von der kolumbischen Mafia organisierten Rings von Geldwäschern gewesen sein. Der Ex-Gatte Ibrahim al Ibrahim war Chef des internationalen Flughafens (und damit für das Einschleusen der Narco-Dollars prädestiniert), obwohl er kein Wort Spanisch spricht. Der Ex-Gouverneur der Grenzprovinz Salta, Roberto Romero, war gleich in mehrere Drogenkandale verwickelt, ehe er im Februar 1992 als Fussgänger in Brasilien überfahren wurde. Fast jeder neue Skandal, und das Land ist reich an solchen, hat einen Zusammenhang mit Drogen.

Als Folge des Krieges in Kolumbien ist

Argentinien, ähnlich wie Brasilien, Venezuela, Paraguay, Chile und die Guayanas, zu einem wichtigen Durchgangsland geworden. Die vom IWF durchgesetzte Wirtschaftsreform erleichtert die Geldwäscherei und ermöglicht das Einfließen der Drogengelder in die Wirtschaft. Mit den zunehmenden Engagement im Drogengeschäft wächst die Korruption. Gleichzeitig ist das Land immer mehr mit Konsumproblemen konfrontiert.

Gewinner und Verlierer

Die akute Phase des Drogenkrieges hat keine Auswirkungen auf die Versorgung der Drogenmärkte in den USA und in Europa gehabt. Nicht einmal die Preise reagierten in einem besonderen Ausmass. Der Krieg traf nicht in erster Linie die Drogenproduktion, vielmehr war er wie



Die Fotos zum Artikel sind vom Autor.

seine Vorgänger ein Verteilungskampf, in dem um Anteile gestritten wurde. Innerhalb Kolumbiens setzte sich vorerst das modernere Cali-Kartell gegenüber dem veralteten Medellin-Kartell durch. Nach wie vor beherrschen diese Organisationen einen Grossteil des Kokainhandels. Insofern haben sie insgesamt ihre Macht bestätigt. Als Ergebnis des Krieges haben sie ihre Aktivitäten auf den ganzen Kontinent ausgeweitet. Die Produktion wurde in die Anbauländer zurückverlagert, es wurden breiter gefächerte Transportrouten entwickelt. Die Mafia hat nicht nur räumlich diversifiziert, sie wird zunehmend auch im legalen Bereich tätig. Sie entzieht sich immer mehr dem Zugriff der Strafverfolgung. Damit werden immer mehr die Bauern zur Zielscheibe, weil sie als einzige fassbar sind. Wie sie sich dabei verkommen, lässt sich am besten mit einem Vergleich zeigen: Bekanntlich verbieten die Araber Alkohol. Dennoch wird in den arabischen Ländern – zu Schwarzmarktpreisen – z.B. Wein verkauft. Er wird von aussen dorthin geschmuggelt, auch aus unseren Ländern. Wenn nun die Araber kämen und uns untersagten, Wein zu produzieren,

würden wir das entrüestet ablehnen. Erst recht, wenn sie zudem Truppen schicken, um die Zerstörung unserer Weinberge zu überwachen. Genauso empfinden die südamerikanischen Bauern die kriegsgerisch Einmischung der USA. Krieg ist kein taugliches Mittel, um Drogenprobleme zu lösen. Der Grund, warum Menschen zu Drogen greifen, besteht nicht in einer Pflanze, die in den Anden seit Jahrtausenden angebaut wird. Sogar wenn es gelingen sollte eine bestimmte Droge auszuschalten, würde sie sofort durch eine andere ersetzt (Kokain kann z.B. auch synthetisch hergestellt werden, und das zunehmend besser). Das Problem liegt nicht darin, dass ein Stoff existiert, es liegt darin, dass Menschen ihn brauchen und missbrauchen. Die Ursache sind hier zu suchen, sie lassen sich nicht in die dritte Welt exportieren und dort stellvertretend lösen. ■

Das Gesundheitszentrum, von dem aus der Arzt Dr. Miguel Rocha zusammen mit einem Krankenpfleger 30'000 Personen versorgt.

Literatur

- APEP; *Cocaina: Problemas y Soluciones Andinos*, Lima 1990
- Carter/Mamani; *Coca en Bolivia*, La Paz 1986
- Fabio Castillo; *Los Jinetes de la Cocaina*, Bogota 1987
- Diego Garcia-Sayan; *Coca, Cocaina y Narcotrafico*, Lima 1989
- Elias Neuman; *La Legalizacion de las Drogas*, Buenos Aires 1991
- Pasquini/de Miguel; *Cocaina, Dolares y Politica*, Buenos Aires 1991
- Scot/Marshall; *Cocaine Politics*, University of California 1991
- Widmer/Wyss/Ostermayer; *Die Koka-Ökonomie*, Zürich 1991

Peter Aebersold, Dr. jur., Grossrat Baselstadt
Dozent an der höheren Fachschule im Sozialbereich und an der Universität Basel.